

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 12 (1929)
Heft: 14

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

samkeit, geschaffen. Die Krankheit der Konstruktion geht besonders daraus hervor, dass das Ich vom Egoismus gewaltsam getrennt wurde — ein Grund der inneren Zerrissenheit. Die Abstraktion vom egoistischen Ich, also vom sinnvollen, natürlichen Ich, macht die Menschen entweder zu komplizierten verschrobene Sonderlingen — man blicke nur an irgend eine Stelle in das Leben hinein! — oder sie zieht Gefühle und Anschauungen vom Tag in den blauen Dunst, so dass jeder praktische Kontakt mit der natürlichen Atmosphäre aufhört. Die Trennung von täglichem und seelischem Leben ermöglicht Spiel mit den Sternen — Astrologie —, ohne dass eine Anwendung stattfindet. Trotz idealster Verfassung sind solche Menschen niedriger Handlungen und Gedanken fähig. Der Alltag berührt ihre Seele und Seelentätigkeit nicht, und meist machen sie nicht einmal, um den Schein zu wahren, den Versuch, ihre Ideenwelt mit der realen Welt in Einklang zu bringen.

Es gibt Mitglieder von mystischen Bündeln, die eine blutige Ausbeutung ihrer Angestellten betreiben. Und es gibt Aristokraten, zu Herren erkoren, die sich, sobald sie unterstützungsbedürftig sind, soziale Hilfeleistungen wie eine Selbstverständlichkeit gefallen lassen, ohne ihrerseits das Bedürfnis zu haben, nach unten ein Herz zu bekunden. Sie stecken die Betätigung einer aus dem Volke kommenden Barmherzigkeit devot ein, wie ein Kellner das Trinkgeld. Gleichzeitig lassen sie ihren Nächsten in seinem Elend ohne Wimperzucken verrecken. Und sie sind voller Ethik, hochtrabender Geistigkeit und seraphinischem Gefühle. Das ist nicht die Aeussierung eines reinlichen Egoismus, sondern finsterner Dünkel, der aus dem Himmel seine Berechtigung holt.

Kein Mensch ist ganz frei von dem Gift der Unnatur. Aber es gibt selbstverständlich viele Menschen, die trotz der Konstruktion Gott und ohne die klare Erkenntnis von Ich und Nicht-Ich einen anständigen Weg gehen. Alle haben einen trüben Begleiter zur Seite: das Leid. Das Leid ist überflüssig, verdammenswert, nicht über-, sondern untertierisch. Wie eine Sünde die andere nach sich zieht, erzeugt es Verbrechen, Unglück, Krankheit, Grössenwahn, Minderwertigkeitsgefühl und alle die Kämpfe und Krämpfe, die dazwischen liegen.

Masslos ist das Leid der Menschen. Masslos wird es überschätzt. Aus einem Trotz heraus wird ihm ein Thron gebaut. Die Seuche Leid thront über den Menschen — und hat Gottes Antlitz.

Der Bankrott eines Apostels.

«Sie sollten ihn sehen» — schrieb mir damals eine frühere Schülerin, die als gläubige Christin wiederholt den Versuch machte, mich aus den Klauen des Unglaubens zu erret-

ten. «Sie sollten ihn unbedingt sehen» — raunte mir mein tiefgläubiger Kollege B. zu — «Sadhu Sundar Singh sollten Sie unbedingt sehen und hören. Wenn einer Sie erretten kann, so ist er es, der grosse Apostel des Ostens und des Westens.» Und ich spürte aus seinen nervösen Gebärden, aus seinen eindringlichen und hastig herausgestossenen Worten die innere Erregung nachzittern, die S. S. S. in ihm und offenbar in allen gläubig und religiös veranlagten Menschen anlässlich seines Besuchs in Basel ausgelöst hatte. Ich hörte von der biblischen Tracht, in der der Sadhu auftrat, ich hörte von seinen kühnen Reisen nach Tibet, nach den abgelegensten Gebirgen, wo er über 300 Jahre alte Einsiedler antraf und sich von ihnen segnen liess. Man erzählte mir von ungeheuren Reichtümern, die dem Sadhu von einem Onkel angeboten worden waren für den Abfall vom Christentum, natürlich vergebens! Man erzählte mir auch von geschehenen Wundern — vom Wunder am Rasar (Leichenbrummen), vom Blutegele-wunder etc. Und wie seinerzeit Christus, soll sich auch der Sadhu 40 Tage in die Einöde zurückgezogen und gefastet haben. Meine bescheiden vorgebrachten Vorschläge, doch erst alles zu untersuchen, Indien sei fern, der Orientale neige von Natur zu Wundererzählungen und Wundersucht etc., wurden mit gütigem Lächeln, mit verzeihender Gebärde über soviel Skepsis gegenüber dem manifesten Eingreifen Gottes zurückgewiesen. Nein, hier hatte sich Gott wieder einmal als reale Gewalt und Macht der zweifelsüchtigen Menschheit offenbart! Ein Strahl des Goldglanzes aus dem himmlischen Jenseits hatte die finstere Wolkenwand des Unglaubens und der Skepsis gewaltsam durchbrochen und ruhte nun verklärend und vergoldend auf dem Haupt, auf dem ganzen Leben eben jenes Sadhu Sundar Singh, so hell und so strahlend, dass alle rechten Christen in gläubiger Ergriffenheit und in einer Ekstase von Hoffnung und Zuversicht zitterten und bebten und geblendet die Augen wegwandten.

Die Armen! Sie haben sich richtig wieder einmal blenden lassen. Die Hoffnungen auf den Sadhu liegen heute in Scherben am Boden. Jener Goldglanz ist plötzlich gewichen und hat wieder fröstelndem Dunkel und peinlicher Ungewissheit Platz gemacht. «Man vernimmt mit Staunen» — alle diese Angaben entnehme ich einem Aufsatz Pfarrer Dr. Pfisters in der «Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft» 1928 (Heft 1—6) —, «was für eine Unsumme von asiatischer Schlaueit und europäischer Pseudowissenschaft aufgeboden waren, um das Bild eines heilig-mässigen Apostels des Ostens und des Westens' zu malen. Mir fehlen Raum und Neigung, dem widerlichen Stoff noch viel Zeit zu widmen. Es ist ja auch mäuschenstille um den vor kurzem noch so stürmisch gefeierten Ex-Sadhu geworden, und weite Kreise

Feuilleton.

Falsche Frömmigkeit.

Von Robert Seidel.

Nachdruck verboten.

Wenn Ihr wollt fromm und gläubig sein,
So haltet Euch von Lüge rein,
Und nehmt das Evangelium
Beim Lügen nicht als Mantel um.

Denn Lüge im frommen Kleid
Ist ärgste Niederträchtigkeit,
Sie macht das Heiligste zum Spott,
Indem sie sich beruft auf Gott.

Indem sie preist Gerechtigkeit,
Wenn sie die Wahrheit frech entweicht,
Indem sie rühmt der Liebe Kraft
Und doch am Werk der Bosheit schafft.

Sie braucht den Schein der Frömmigkeit,
Nur als der Arglist Zauberkleid,
Und schafft damit sich in der Welt
Beim gläubigen Volke Ehr' und Geld.

Doch vor der Wahrheit Hochgericht
Wird offenbar ihr falsch Gesicht;
Sie stürzt in der Verachtung Schlund
Und macht im Fall die Wahrheit kund.

Die reine, echte Frömmigkeit
Ist, die der Wahrheit Dienst sich weiht,
Die alle Menschen, wie sich, liebt,
Und allen hilft und dient und gibt.

O Wahrheit! Mach' die Menschheit frei
Vom Sklaventum der Lüge; dann
Dann werden wir erst frei und gleich
Und unsre Welt ein Himmelreich.

Allerlei Segen.

(Freidenker-Korrespondenz.)

Im Volke wird der falsche Begriff grossgezogen, als ob irgend zu erreichender Segen abhängig sei vom Wollen und Nichtwollen der Natur und der Technik. Eine grössere Einbildung gehört dazu, wenn man heute, in der Zeit der technischen Wunder, hört von der Einsegnung eines Sportplatzes, wie sie vom Kardinal Vannitelli in Rom vorgenommen wurde, oder gar die Segnung neuer Automobile, wie sie am 9. März alljährlich am Tage der Sankta Franzeska Romana vor dem Kolosseum stattfindet. Trotz dieses Segens finden täglich mehr Autounglücke statt.

haben eingesehen, mit was für bedauerlichen Mitteln sie über den Mann getäuscht worden waren.»

Und das heutige Urteil über den Sadhu, den «heiligmässigen Apostel des Ostens und des Westens»? «Heute halluziniert der Apostel nicht mehr so oft, wie früher, dafür ist das Niveau bedenklich gesunken und die Gefahr der wirklichen Verrücktheit im psychopathologischen Sinne gesteigert. Das jüngste Büchlein Sundars, betitelt: «Visions of the spiritual World» (1926) ist ein bedauerliches Zeichen intellektuellen und religiösen Verfalls. An die Stelle der biblischen Gestalten sind böse und gute Geister getreten, mit denen der Sadhu nun visuelle und auditive Gemeinschaft pflegt, und denen er seine vielfach kindischen Wunschphantasien nunmehr in den Mund legt, geistverlassene Tiraden, wie man sie von Psychopathen, z. B. in den Mauern einer Irrenanstalt endigenden Sektenstiftern, sehr häufig vernimmt. . . Nach dieser bemühenden Schrift des Apostels lebte der Ex-Fakir, der solchem Hokuspokus ein ganzes Büchlein widmet, in einem Zustand der Amentia, d. h. nach Freud der glückselig halluzinatorischen Verworrenheit. So weit haben die guten Freunde des gefährdeten Phantasten es mit ihrer törichten Seelsorge glücklich gebracht!»

Und alle jene Wundererzählungen! Sie sind, wie noch alle Wunder, kläglich in sich zusammengebrochen, sind vor den kritischen Blicken des prüfenden Verstandes verdampft und zerstoßen! Kein einziges, aber auch nicht ein einziges, lässt sich halten. Vieles musste der Sadhu, gedrängt von kritischen Plagegeistern, selbst zurücknehmen. Dafür nur zwei Beispiele:

Betreffend Fasten: Am 14. März 1913 schrieb er: «Werter Mr. Alyas! . . . ich beobachtete ein Fasten von 40 Tagen, aus denen ich viel geistlichen Segen gewann; und genau am 40. Tage kamen nach Gottes Plan einige Männer in den Dschungel, um Bambus zu schlagen, und brachten mich von da fort. .

Ihr Diener Fakir Sundar Singh.»

Am 12. Mai 1926: «Es ist möglich, dass ich in der Eile und wegen meiner Schwäche nach dem Fasten versehentlich geschrieben habe, ich hätte die 40 Tage vollendet, aber, was ich meinte, war, dass ich beabsichtigte, die 40 Tage zu vollenden.»

Am 2. Juni 1925: «Ich meinte nie, dass ich die 40 Tage vollendet hätte.» Und wie steht es mit dem *wunderbaren Einsiedler*, der über 300 Jahre alt in einer Höhle des Kailash wohnt? 1913 schrieb der Sadhu: »Ich fand diesen grossen Rishi im Osten des Kailash . . . Sein Alter beträgt 314 Jahre . . . Der Ort seiner Geburt ist Alexandria . . . Seine Nahrung besteht in einer Art Medizinalpflanzen, die er mit den Schneebären zusammen isst und nach deren Genuss sie monatelang keinen Hunger fühlen.»

Im «Duisburger General-Anzeiger» vom 10. Mai 1928 lesen wir: «Das für neue Streckenrekordversuche bestimmte Flugzeug «Jesus der grossen Fähigkeiten» (man höre und staune) wird vom Kardinal Hundalli in Gegenwart der königlichen Familie in Sevilla gesegnet.» Man weiss nicht, worüber man mehr lachen soll, über die Sache selber, oder über den Namen: «Jesus der grossen Fähigkeiten».

Der «Bote des Riesengebirges» berichtet: Der Warschauer Militärbischof habe einige neue Eisenbahnwagen eingesegnet, die zur Propaganda für Giftgasabwehr bestimmt sind!

Oder aber, was kommt heraus, wenn man sich der mit einem ganz besonderen päpstlichen Segen bedachten Expedition Nobiles erinnert?

Wir bringen nachstehend einige Pressemeldungen aus den Tagen, in denen die ganze Welt von der beabsichtigten Fahrt Nobiles zum Nordpol sprach, und wie endete die mit dem besonderen Segen ausgerüstete Expedition? Ein Kreuz sollte am Nordpol aufgerichtet werden und sollte als Sinnbild für die erdumspannende Herrschaft der römischen Kirche vom Süd- zum Nordpol gelten. Was Gott zu diesem Unternehmen gesagt hat, ist erkannt worden an dem unruhlichen Ende der ganzen Expedition. Den gottlosen Russen war es vergönnt, ohne besonderen Segen der Kirche mit ihrem rotgeflaggten Eisbrecher ohne das Kreuz viele Mitglieder dieser gesegneten Gesellschaft zu retten.

Die derzeitigen Meldungen über den beabsichtigten Flug Nobiles und dessen kirchenpolitische Absicht lauteten:

Am 27. März 1924: «Vom Maharishi kann ich nicht sagen, dass er 318 Jahre alt sei; er sieht nur sehr alt aus, er mag vielleicht etwas älter als 100 Jahre sein.»

Am 1. Dezember 1924: «Ich kann nicht sagen, dass er 318 Jahre alt ist; aber er sieht sehr alt aus.»

Das ist der Bankrott eines Apostels! Um der Wahrheit die Ehre zu geben, sei hier gerne bemerkt, dass die ganze Demaskierung eines religiösen Betrügers das Werk der protestantischen Kirche selbst ist, genauer, das Werk einer Gruppe von Pastoren und Theologen, die sich trotz ihrer Gläubigkeit die Schärfe des kritischen Verstandes sowie den Willen zur Klarheit nicht haben rauben lassen. Das Hauptverdienst aber gehört dem Zürcher Pfarrer Dr. Pfister. Der Kampf musste geführt werden nicht nur gegen kritiklose Wundersucht der Gläubigen und gegen die betrügerischen Absichten des Asiaten, sondern auch gegen einen Professor der Religionsgeschichte, gegen Professor Heiler an der Universität Marburg, der à tort et à travers dem Sadhu die Stange hält, ihn gegen alle Vorwürfe und Einwände in Schutz nimmt, alle Angreifer sittlich oder religiös verdächtigt und jeder besseren Belehrung und Aufklärung heute noch unzugänglich ist oder sich jedem derartigen Versuch einfach entzieht. Bemerkenswert ist das Schlusswort Pfisters: «Ich könnte noch lange fortfahren, zu zeigen, dass der von Heiler behauptete Rest zum guten Teil nur in der Phantasie von Leuten besteht, die mit unerhörten Mitteln die Tatsachen auf den Kopf stellen. Sein und aller Sundarfreunde Hauptargument, ein Schwindler könnte nicht jahrzehntelang seine Getreuen täuschen, verfängt nur bei Unwissenden. Für fromm sich ausgebende Bankangestellte, Beamte, Sektenstifter etc. haben gar nicht selten dieses Kunststück fertig gebracht. Man muss wirklich Professor der Religionsgeschichte sein, um diesen Sachverhalt nicht zu wissen und auf die Eindrücke unglaublich leichtgläubiger Bewunderer ein Lebens- und Charakterbild aufzubauen, die Warnungen enttäuschter ehemaliger Gönner aber in den Wind zu schlagen?»

Doch genug! Die Konkursmasse des Ex-Sadhu widert denjenigen, der tiefer in den Gegenstand eindringt und nicht lediglich mit vielen Beschwichtigungskünsten sein Prestige zu retten oder einen evangelisch-katholischen Reklameheiligen zu schaffen sucht, gründlich an . . . Mögen Kirche und Mission vor einem ähnlichen Sadhu-Skandal gnädig bewahrt bleiben!»

Wir selbst schliessen mit folgenden kritischen Bemerkungen:

1. Leute vom Schlag des Professor Heiler — und das ist eben der überwiegende Teil der theologischen Fakultät — schänden den Namen der Wissenschaft und gehören nicht an eine Universität. Sehen wir nur zu, wie Heiler die religions-

«Einsegnung des Luftschiffes».

Mailand, 11. April. Heute fand die Taufe des Luftschiffes «Italia» und die Uebergabe des Kreuzers, das eine Spende des Papstes ist, statt. Die Zeremonie wurde vom Mailänder Erzbischof, Kardinal Tosi, in Anwesenheit hoher Offiziere und der Geistlichkeit vorgenommen. Nach der Einsegnung hielt der Kardinal eine kurze Ansprache und entbot den Startbereiten den Gruss und besonderen Segen des Papstes. Ausser dem Kreuze wurde an der Kabine ein Bildnis der Mutter Gottes von Loretto angebracht. Das Bildnis hat General Nobile bereits bei seinem letzten Flug nach dem Nordpol begleitet.

Man sollte sich diese Unglücke vor Augen führen und darüber nachdenken, was an dem Segen Gottes gelegen ist. Hinzu kommt eine neue Notiz, die in der amerikanischen Zeitschrift «Golden Age», Nr. 226, zu lesen ist. Sie lautet wie folgt: «Der Besitzer der «Allgemeinen Makaroni-Gesellschaft» zu Erin in Pennsylvania, ein sehr strenger Katholik, ersuchte einen katholischen Priester, seine Fabrikanlage zu segnen, da er glaubte, dadurch einen besonderen Schutz zu gewinnen. Für 10 Dollar wurde die Fabrik gesegnet, und eine geweihte Kerze brannte 12 Stunden lang in dem Gebäude, um den Segen noch zu befestigen. Dies geschah am 5. Februar. Am nächsten Tage, gegen 19 Uhr, brach in dem Gebäude Feuer aus. Das Feuer brannte etwas über 12 Stunden, dann war das grosse vierstöckige Gebäude vollständig abgebrannt. Alles verloren, trotzdem fünf Feuerwehrzüge ihr Bestes taten, das Feuer zu löschen. Die Ursache des Feuers ist nicht zu ermitteln. Der Besitzer wünscht keinen Segen mehr. (Aus dem prol. Freidenker.)

wissenschaftlich sehr interessante Frage nach der Echtheit des Sadhu zu entscheiden sucht: 'Für einen Christen, der die Gabe der Unterscheidung der Geister besitzt, weil er in einem lebendigen Gebetsumgang mit Gott steht, kann schlechterdings kein Zweifel über die Echtheit Sundar Singhs bestehen.' »

2. Es sei hier Herrn Pfarrer Pfister und der religionswissenschaftlichen Gruppe um ihn dringend empfohlen, mit derselben Schärfe und wissenschaftlichen Unbestechlichkeit, mit der sie in sehr verdienstlicher Weise dem Sadhu-Problem zu Leibe gegangen sind, nun auch das Christus-Problem und das Problem der Absolutheit gerade des christlichen Gottes in Angriff zu nehmen. Aus verschiedenen Aufsätzen habe ich ersen, dass hier Pfarrer Pfister allerdings schon weit, sehr weit sogar gegangen ist; aber gerade sein bekannter Imago-Aufsatz: «Die Illusion einer Zukunft», zeigt unwiderleglich, dass er die letzten Schritte zur integralen Religionswissenschaft entweder nicht tun kann oder nicht tun will.

3. Die Tatsache, dass weite Kreise den trügerischen Erzählungen und Verheissungen des Sadhu wehrlos erlegen sind, so wie sie heute wieder den Suggestivkräften des neuen Hindu-Christus, des Krishna Murti, erliegen, tut wieder einmal dar, wie stark und zähe alle die religiösen Veranlagungen — Relikte aus einer vorgeschichtlichen und entwicklungsgeschichtlich längst überholten Menschheitsstufe — in den Gegenwartsmenschen noch nachwirken und tätig sind. Flucht vor der unerbittlichen Realität, Flucht zu Gott-Vater in eine eingebaute andere Welt, Hinwendung zu dessen Verkündern, mögen sie auch noch so zweifelhafte Gesellen oder auch offenkundige Betrüger sein — das ist der Sinn ihres Trachtens und Tuns! Es wäre unklug von uns, das zu übersehen! H.

Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!

Die Meldung, dass nach der letzten Statistik von 1926 in den U. S. A. rund 55 % der Bevölkerung keiner Kirche mehr angehören, hat weithin im christlichen Lager unangenehmes Aufsehen erregt. So oder so musste man sich mit dieser unliebsamen Tatsache abfinden. In sehr summarischer und etwas hochfahrender Weise hat dies auch der Sekretär des protestantischen Kirchenrates von Basel-Stadt, Herr Pfarrer Köchlin, besorgt. In einem öffentlichen Vortrag wies er hin auf diese fatale, statistisch einwandfrei belegte Tatsache, um sofort die giftige Bemerkung anzufügen: «— dafür nimmt aber auch in Amerika das Verbrechen zu.» Das war nun sowohl sehr unüberlegt als auch als versteckte und vorschnelle Boshaftigkeit eines Kirchenratssekretärs wenig würdig. Obwohl von vorneherein überzeugt von der Haltlosigkeit dieser Behauptung, habe ich mich doch sofort um Auskunft und Be-

lege an zuständige amerikanische Instanzen gewandt; der mir zugesandten Antwort entnehme ich folgende Tatsachen:

Der Zusammenhang zwischen dem zunehmenden religiösen Indifferentismus und dem zunehmenden Verbrechen ist noch nicht erforscht. Wohl aber steht heute schon fest, dass die Behauptung der Kirche, die Sittlichkeit zu fördern, durch die heute vorliegende Gefängnisstatistik widerlegt wird. 80 % der Verbrecher in den U. S. A. haben eine spezifisch christliche Erziehung genossen. 95 % aller Prostituierten bekennen sich zum christlichen Glauben. Prof. Carl Murchison, Inhaber des Lehrstuhles für Psychologie an der Clark-Universität, sagt in seinem Werk: «Criminal Intelligence», p. 145: «Die Methodisten und Katholiken bilden zusammen nahezu 50 % der Gefängnis-Insassen, aber mehr als 85 % aller Sexual-Verbrechen werden von ihnen begangen.»

Dem offiziellen Gefängnis-Bericht wird entnommen, dass sich unter den 82,526 Gefangenen nur 150 «Infidels and Pagans» befinden. «Möge aus diesen Zahlen derjenige, der da denkt, dass der Unterricht in übernatürlicher Religion vor dem Verbrechen schütze, soviel Trost und Mut schöpfen, als ihm möglich ist.» In einem Aufsatz des «New York Herald» wird nachgewiesen, dass die Studierten und Gebildeten, trotz ihrer kritischen Einstellung zur Religion, nahezu «gefängnisimmun» sind. Zu demselben Resultat kommt auch der oben bereits genannte Prof. Murchison, sowie aus eigenen Beobachtungen der Leiter des berühmten Sing-Sing-Gefängnisses, Frank E. Lawes. Alle Tatsachen sprechen aber dafür, dass Aberglauben und Ignoranz das Verbrechen befördern. Richtig bemerkt Arthur Brisbane: «Hat die Evolution auch bloss zwei Mörder, deren Verbrechen ihr auferlegt werden können, so wird sie einen gar langen Weg zurücklegen müssen, bevor sie eine Mitbewerberin der Religion werden kann.» Aber verhütet Religion das Verbrechen? Lassen wir den grössten Kriminologen, der in englischer Sprache schreibt, hier antworten. Havelock Ellis sagt in seinem Buch: «Der Verbrecher»: «In allen Ländern ist Religion oder Aberglaube mit dem Verbrechen nahe verwandt . . . Unter 200 italienischen Mördern fand Ferri nicht einen einzigen, der nicht religiös gewesen wäre.» Es kommt nur selten vor, dass der zum Tode verurteilte Verbrecher auf den Beistand eines Priesters verzichtet. Es ist äusserst selten, dass intelligente, nicht-religiöse Männer sich im Gefängnis vorfinden. *Freidenker sind darinnen selten! Freethinkers are rarely found!* Von 28,351 Aufnahmen in drei grossen Gefängnissen der Metropole, bemerkt Rev. J. W. Horsley, bekannten sich bloss 57 zu einem bestimmten Atheismus, darunter auch einige Chinesen und Mohammedaner.

Von 2000 befragten Prostituierten bekennen sich 1909 zum Christentum und 91 zum Atheismus.

Die Grenze.

Von J. Stebler.

Sie zog sich auf der Landkarte als roter Strich zwischen Markadien und Frankonien hin, als unregelmässige, abgebrochene Linie, wie von Kinderhand gezeichnet. Das alles auf der Karte; in Wirklichkeit sah man davon gar nichts, und wären nicht etwa an Strassenübergängen gelangweilte Grenzwächter und Zöllner herumgestanden, kein Mensch hätte eine Landesgrenze vermutet.

Ganz einfach, die Gegend kannte keinen Unterschied zwischen hier und dort, zwischen Diesseits und Jenseits; blühten in Markadien die Kirschbäume, so sicher auch in Frankonien, waren hier die Trauben reif, so begann man auch dort mit der Weinlese, und wenn es regnete, so bekam man gewiss links und rechts der Grenze seinen Teil des nassen Segens. Die Frankonier Kühe, wenn sie sich zufällig einige Schritt in markadisches Gebiet verirrt, fanden das Gras des Nachbarstaates gleich schmackhaft und nahrhaft, ebenso war es umgekehrt der Fall und nie fiel es dem Vieh ein, sich wegen unerlaubten Grenzübertrets an den Hörnern zu nehmen. Selbst die Menschen verkehrten freundschaftlich miteinander, teilten sich in ihre kleinen Freuden und Sorgen, waren vervettet und verschwägert und betrogen sich wie Brüder, kurz, der Unterschied zwischen In- und Ausland war so verwischt, dass diese Grenze eigentlich gar nicht . . .

Halt! Grenze muss sein! Man musste doch wissen, wo Markadien aufhört und Frankonien anfängt, um so mehr, als das keine blossen Begriffe sind, sondern Staaten mit all ihren Hoheitsrechten, Freiheiten und andern schwer definierbaren Begriffen. Und weil

zufällig vor vielen hundert Jahren ein markadischer Grossmogul sich ein Stück frankonisches Land erobert hatte, waren die Angehörigen der beiden Staaten seither Erbfeinde, so stand es wenigstens in den Schulbüchern zu lesen. Das wurde den heranwachsenden Geschlechtern gründlich eingetrichtert, denn die Staaten befürchteten, ihre Völker könnten diese Erbfeindschaft vergessen und auf allen Patriotismus pfeifen.

Wo eine wenig begangene Strasse nun die Grenze schnitt, standen pflichtgemäss zwei Grenzwächter, ein markadischer und ein frankonischer. Genau genommen waren es mehr als zwei, aber das tut hier nichts zur Sache; das Individuum spielt ja keine Rolle, besonders, wo von Staaten die Rede ist. Die Beiden standen seit urdenklichen Zeiten da, und wenn man sie je gefragt hätte, warum, wozu, wären sie wohl um eine Antwort im ersten Augenblick verlegen gewesen. Sie bewachten ganz einfach die Grenze und bezogen dafür ihren Gehalt. Sie hatten zu sorgen, dass die rote Linie unverletzt blieb; zu diesem Zwecke waren sie Beide bis an die Zähne bewaffnet. Uebermässig anstrengen mussten sie sich nicht dabei, denn es fiel überhaupt Niemandem ein, den Nachbarstaat zu vergewaltigen.

Jeder von ihnen hatte eine Familie daheim und ein Gärtchen, ein Stück Land, das bebaut sein wollte. Das besorgten sie in ihren freien Stunden. Zur Dienstzeit aber standen sie zum Schutz der Grenze und zum Wohl des Vaterlandes auf ihren Posten, langweilten sich oder studierten die letzte Verfügung, die von den treubesorgten Regierungen jeweilen als Geheimzirkular auf dem Weg über ein Dutzend Instanzen in die Grenzerhütte gelangten.

Nicht wahr, Herr Pfarrer, bei näherem Zusehen sieht die Sache doch etwas anders aus! Sie haben uns und unserm Ideal einer autonomen, erdgebundenen Sittlichkeit mit Ihrer Verdächtigung Unrecht getan. Ich zweifle nicht daran, dass Sie jetzt, nach besserer Belehrung, in derselben Öffentlichkeit, in der Sie jene unglückliche Behauptung aufgestellt haben, dieses Unrecht durch einen berichtigenden Hinweis wieder gutmachen werden.

H.

Boxerei und Presse.

New York. Yankee-Stadion. Eine auf 40,000 Köpfe geschätzte Menschenmenge im Kreis. Es erscheint einer auf der Schaubühne. Ungeheurer Begrüssungsjubel. Ein anderer. Noch wilder schreit ihm die Menge ihren Willkomm zu.

Sind es der Erfinder des ewigen Friedens und der Löser der sozialen Frage? Oder die Entdecker und erfolgreichen Bekämpfer des Krebsbazillus? Oder sonst grosse Wohltäter der Menschheit?

40,000 Menschen in rasender Begeisterung. Eine halbe Million Dollar Eintrittsgelder haben sie bezahlt; das macht 2,500,000 gute Schweizerfranken.

Wofür denn? — Man sagt, was nichts kostet, ist nichts wert, — woraus man glaubt schliessen zu dürfen: Was dich ein gutes Geld kostet, das ist was Rechtes. Die Plätze zu 5 Dollar = 25 Franken fanden reissenden Absatz. Ausverkauft! Und nun das ungeheure Ereignis, dessen Verlauf der Radio augenblicklich dem ganzen Erdenrund mitteilte und von der Presse in mehrspaltigen Artikeln wiedergegeben wurde?

Es verhauen sich Zwei.

Aber bitte!

Es verhauen sich Zwei, und nichts daran zu feilschen. Das ist das grosse Ereignis. Deshalb strömen im Yankee-Stadion zu New York 40,000 Menschen zusammen; deshalb stürzt sich eine ganze Kulturmenschheit auf die Zeitungen mit den ausführlichen Berichten über den Hergang der Balgerei. Zug um Zug, Schlag um Schlag will sie's miterleben und ja den Augenblick nicht verpassen, wo aus dem zerschundenen Gesicht eines Raufbolds das Blut spritzt. —

Ich habe die Neue Zürcher Zeitung zur Hand. Sie hält sich sonst in guter Form, vermeidet markschreierischen Fettdruck. Nur bei grossen Ereignissen tritt sie aus der vornehmen Reserve heraus.

So nun auch anlässlich der Prügelei im Yankee-Stadion. «Der Boxkampf Schmeling-Paolino in New York.» prangt in starken Lettern über dem dreispaltigen Artikel, in dem mit einer Gewissenhaftigkeit, die einer bessern Sache würdig

wäre, jede Phase des rohen Kampfes geschildert ist. «... einen harten Rechten mitten in Paolinos Gesicht» — «... wo es zu einem wirbelnden Austausch von Schlägen kommt» — «... einen furchtbaren Haken am Kinn» — «Schmeling treibt wieder, wie in der vorigen Runde, mit einer harten Rechten gegen das Gesicht Paolinos das Blut aus Nase und Mund seines Gegners» — «... bringt mit einer Serie neuer Gesichtsschläge seinem Gegner blutende Verwundungen bei. Bei Beendigung der Runde sitzt Paolino halb besinnungslos auf seinem Sitz» — «... zwei furchtbare Schläge gegen den Kopf des Basken» — «... obwohl sein Gesicht übel zerschlagen und sein linkes Auge beinahe völlig geschlossen ist» — «Seine beiden Augen sind verschwollen. Er ist fast völlig blind und schwankt hilflos hin und her. Schmeling lässt einen wahren Trommelwirbel von Schlägen auf Paolinos Gesicht niedergehen» — «... und schlug seinen baskischen Gegner fast gänzlich zusammen» — «Sein Gesicht und sein Körper waren über und über mit Blut bedeckt und er bot einen bemitleidenswerten Anblick, als er zu Ende des Kampfes halb ohnmächtig auf seinen Stuhl zu stolperte und darauf zusammensank».

Die Redaktion der «N. Z. Z.» schämt sich selber dieses Berichtes; sie sagt den Lesern, wer den Bericht nicht als Genuss nehme (!!), der nehme ihn doch wenigstens als instruktives Kulturdokument.

Einverstanden. Es ist gut, wenn die ganze Welt die unsägliche Roheit eines Boxkampfes durch einen so ausführlichen Bericht gewissermassen aus der Nähe kennen lernen kann.

Aber mit der Vermittlung des Berichtes ist die Aufgabe der Presse nicht erledigt. Die Presse ist die geistige und moralische Führerin des Volkes, ob wissentlich oder nicht, sie ist's. Und weil sie es ist, lastet eine grosse Verantwortung auf ihr. Sie kann diese nicht abschütteln, sich ihr nicht entwinden; denn indem die Presse zum Volke spricht, beeinflusst sie dessen Denken, Urteilen, Handeln.

Auf Grund dieser Verantwortlichkeit wäre es nun Pflicht der Presse, zu einem Vorkommnis wie dem geschilderten Stellung zu nehmen, dafür oder dagegen.

Man vernimmt aber nichts davon. Die Presse überlässt das Urteil dem Leser. Sie berichtet über andere Boxkämpfe fröhlich weiter und erweckt damit den Anschein, als ob sie solche Veranstaltungen ganz in der Ordnung fände.

Wenn das aber am grünen Holze geschieht, bei der Volkserzieherin Presse, wie soll denn der Zögling Volk zu einer andern Auffassung gelangen?

Das Volk verlangt diese Berichte, sagt der Herr Redakteur. Herr Erzieher Redakteur: Das Kind verlangt den Luller, verlangt gefährliches Spielzeug, verlangt Schleckzeug, verlangt alles Mögliche, was ihm nicht gut tut, genauer gesagt; es

Es waren Männer, die es mit ihrer Pflicht ernst nahmen, Patrioten durch und durch, jeder überzeugt von der Vortrefflichkeit seines Staatswesens, bereit, ihr Blut für das Vaterland zu vergiessen, obschon sich nichts Friedlicheres denken liess als diese Grenzwächteridylle. Da unter den Uniformen immerhin biedere Bürgerleute steckten, so blieb es nicht aus, dass die beiden Erbfeinde, die sich ja jahrelang am Grenzpfahl gegenüberstanden, Kameradschaft und Freundschaft schlossen, trotzdem der eine Markadier, der andere Frankonier war und ausserdem, weil kein Passus im Reglement das Empfinden gegenseitiger Sympathie verbot. Durch den Tatbestand dieser Freundschaft wurde denn auch die Grenze um keinen Millimeter versetzt, und kein Staatswohl musste darunter leiden.

Indessen der rote Strich in so sicherem Gewahrsam sich befand, gingen im Innern der Nachbarländer die Börsengeschäfte flau, so dass die Staaten es für gut erachteten, ihre Völker auf die historische Erbfeindschaft aufmerksam zu machen. Und so kam es, dass das Kriegsbeil ausgegraben wurde und die Regierungen sich mitteilten, dass sie von dem und dem Tage an, punkt 12 Uhr mittags, sich miteinander im Kriegszustand zu befinden gedächten. Die Börse reagierte auf diese Nachricht naturgemäss anders als unsere beiden Grenzwächter, die von nun an Feinde sein sollten, nachdem ihr freundschaftliches Einvernehmen so manches Jahr gedauert.

Sie dachten an Weib und Kind, und waren sehr bedrückt. Sie konnten gar nicht recht begreifen, dass nun Krieg sein sollte, wo man doch gerade jetzt ein gutes Obstjahr zählte. Als wackere Söhne ihrer Vaterländer zögerten sie indessen keinen Augenblick, sich ihrer geheiligten Pflicht zu unterziehen.

Eine halbe Stunde vor dem offiziellen Kriegsbeginn nahmen sie Abschied voneinander. Der eine drückte seinem Freund und Erbfeind einige Zigarren in die Hand, dieser holte eine Flasche Wein hervor, die sie nun gemeinschaftlich aushöhlten. Sie wussten sich nicht mehr viel zu sagen, und pafften nur nachdenklich und niedergeschlagen in die blaue Luft hinaus. Schliesslich drückten sie sich zum letztenmal kameradschaftlich die Hand.

Dann schlug es von einem nahen Kirchturm 12 Uhr.

Worauf sie sich gegenseitig zu Krüppeln schossen.

Vermischtes.

Kirchenbesucher werden gratis photographiert.

Der Pastor einer Brooklyner Kirche ist auf die Idee gekommen, zur Hebung des Kirchenbesuches Gruppenaufnahmen der Gläubigen nach beendeten Gottesdienst zu veranstalten. Die Photos können gegen ein geringes Entgelt am folgenden Sonntag in der Sakristei abgeholt werden.

Prämien für Kirchenbesuch.

Der Pfarrer Eastwood von der Elizabeth Church in Montreal (Kanada) hat für denjenigen, der im zweiten Halbjahr 1929 die Kirche am pünktlichsten und häufigsten besucht, eine Prämie von 500 Dollar ausgesetzt.

(«Basler Nachr.» vom 10. V. 29.)